

7. Affekte in Forschung, Patenschaften und Gesellschaft

Im Folgenden fasse ich meine bisherigen Darstellungen zusammen und nehme im Anschluss eine Synthese meiner Ergebnisse vor. In diesem Zuge unterstreiche ich, für welche fachtheoretischen und praxisgeleiteten Felder meine Forschung von Interesse sein kann.

In Kapitel eins und zwei meiner Arbeit stellte ich zunächst mein Forschungsfeld vor, einen Berliner Verein, der im Stadtteil mit dem höchsten Prozentsatz an Menschen mit einem sogenannten ›Migrationshintergrund‹ angesiedelt ist. WG widmete im Zeitraum meiner Forschung den Großteil seiner Arbeit der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften für geflüchtete Kinder und Jugendliche und adressierte damit Chancen(un)gleichheit, (Un-)Möglichkeiten der Teilhabe, Begegnung und Integration. Meine Zugänge ins und Rollen im Feld waren und sind bis heute entscheidend geprägt von meiner multiplen Involviertheit. Ich nahm durch meine Doppelrolle als Forschende und Patin verschiedene Perspektiven ein, die sich durch spezifische Erwartungen und Verhaltensregister auszeichneten. Meine eigene Patenschaft bildete die autoethnografische Säule meiner Forschung. Im Verlauf der Monate verstärkten die sich intensivierenden Beziehungen sowie die Erfahrungen, die ich als Patin sammelte, meine Teilnahme im Feld und meine Rolle als Insiderin. Durch die Etablierung einer Fokusgruppe mit Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin wurde das Netz meiner Zugänge, Verpflichtungen und Rollen noch einmal komplexer. Ich war hier besonders zu Beginn vor allem Dozentin, später nahm ich häufig die Rolle einer weiteren begleitenden Koordinatorin ein, um daraufhin vor allem auch als Patin in einen *peer*-Austausch mit den Teilnehmenden zu treten.

Diese multiple Involviertheit war für meine Forschung essenziell. Die damit einhergehenden Verschränkungen verschiedener Positionalitäten und der hohe Grad an Einfluss, den ich auf mein Forschungsfeld nahm, stellten mich jedoch im gesamten Forschungsverlauf vor methodologische und forschungsethische Herausforderungen. Das ist für Forschungen, die einem engagierten Anspruch folgen, nicht ungewöhnlich und lässt sich weder vermeiden noch aufheben. Ich bemühte mich, dem sowohl im Austausch mit meinen Forschungspartner:innen als auch in der Darstellung meiner Ergebnisse mit größtmöglicher Transparenz zu begegnen und die Komplexität entsprechend zu reflektieren. Engagierte Momente meiner Forschung verortete ich insbesondere in der Anlei-

tung der Studierenden im Bereich der Lehre sowie in den kollaborativ-partizipativen Dimensionen der Fokusgruppe: Ich ließ die Teilnehmenden eng an den Schritten meiner Forschung teilhaben und ihren weiteren Verlauf durch unseren Austausch prägen. Außerakademische Öffentlichkeiten erreichten wir mit unseren in dem viersprachigen Encounter-Blog veröffentlichten Vignetten. Weiterhin war mein eigenes Engagement als Patin zu nennen sowie kollaborative Momente mit den Koordinatorinnen, die sich durch einen engen Austausch und mein Mitwirken im Verein auszeichneten und zunehmend auch konzeptuelle Dimensionen einschlossen. Als besonderes Moment der Kollaboration ordnete ich zudem die von mir ehrenamtlich moderierte Reflexionsgruppe ein, die aus meinem Forschungsprojekt hervorging. Als engagiert lässt sich meine Forschung darüber hinaus hinsichtlich einer Gesellschaftskritik verstehen. Diese bezieht sich einerseits auf die Diskurse und Praktiken um Migration, Integration und Diversität und andererseits auf den gesellschaftlich-politischen Umgang mit freiwilligem Engagement und Patenschaften im Speziellen, wie ich im nachfolgenden Synthesekapitel darstellen werde. Mein Forschungsprojekt war somit auf unterschiedliche Weisen engagiert, wodurch sich je eigene methodologische, epistemologische und forschungsethische Überlegungen und Herausforderungen ergaben. Diese waren eng miteinander verwoben und bedingten sich gegenseitig. Anthropolog:innen in allen Karrierestufen sehen sich zunehmend mit einem Anspruch, »die gesellschaftliche Bedeutung ihrer Forschungen öffentlich zu vermitteln und bereits bei der Konzeption ihrer Forschungsvorhaben zu berücksichtigen« (Dilger et al. 2025a, S. 28), konfrontiert. Die verschiedenen Dimensionen, Möglichkeiten und Erfordernisse öffentlicher/engagierter Forschung lassen sich aus meiner Sicht durch ihr hohes Maß relationaler Bedingtheit jedoch nur begrenzt vorausplanen.

Entscheidend beeinflusst wurden meine Forschung und die Beziehungen im Feld von der COVID-19-Pandemie und den daran gekoppelten Einschränkungen des öffentlichen Lebens. Die Einblicke, die ich während dieser besonderen Zeit erhielt, lassen wichtige Rückschlüsse zu auf die Veränderungen in der zivilgesellschaftlichen Engagementlandschaft, auf den institutionellen sowie individuellen Umgang mit den damaligen Herausforderungen, auf die Konsequenzen für benachteiligte Akteursgruppen und nicht zuletzt auf die Fortführbarkeit und den Wirkraum von Patenschaften. Diese Aspekte führte ich hauptsächlich in den Patenschaftsgeschichten aus.

Mein Forschungsinteresse entwickelte sich entlang affekt- und emotionstheoretischer Ansätze. Entsprechend früh lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die relationalen Dynamiken dieses ungewöhnlichen Begegnungsformates. Ein solcher Fokus stellt im Feld der Mentoringforschung, die von psychologisch argumentierender, evidenzbasierter Wirksamkeitsforschung dominiert ist, eine eklatante Forschungslücke dar. Für die Darstellung und Analyse meiner empirischen Ergebnisse erwies sich eine konzeptuelle Unterscheidung zwischen Emotionen und Affekten als notwendig. Hiernach lassen sich Emotionen – stark verkürzt – als linguistisch kategorisierte und soziokulturell etablierte Dimension affektiver Relationen (von Scheve/Slaby 2019, S. 43) beschreiben. Auf der Grundlage dieser Unterscheidung führte ich den Begriff der *Affektbewältigung* ein, der das soziologische Konzept der *Emotionsarbeit* nach Arlie R. Hochschild erweitert. Mit dem Begriff der Affektbewältigung lassen sich all jene Herausforderungen und Anstrengungen adressieren, die sich durch Erfahrungen einer erhöhten affektiven In-

tensität auszeichnen, jedoch (noch) nicht mit jenen selbstreflexiven, bewertenden und handlungsanleitenden Qualitäten ausgestattet sind wie etwa Emotionen. Ich argumentierte, dass sich Momente von Affektbewältigung, die auch in vertrauten und alltäglichen Beziehungskonstellationen und Umgebungen auftreten können, in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen häufen. Dies ist auf die Unmöglichkeit zurückzuführen, die Beziehung und das emotionale Verhältnis zwischen Patin und Patenkind abschließend zu definieren. Die beteiligten Akteure können sich nicht auf ein geteiltes *kulturelles Modell* der Beziehung beziehen, anhand dessen sie ihr Verhalten, ihre Erwartungen und Gefühle ausrichten (Seise 2023b). Ein genuines Charakteristikum von Patenschaften ist hingegen die in ihnen angelegte Rollen-Flexibilität und -Ambivalenz. Das bedeutet wiederum, dass für die Akteure vertraute *Gefühlsregeln* und Verhaltensregister im Miteinander oftmals nicht greifen. Hinzu kommt eine soziokulturelle Diversität: Patenkinder und Pat:innen beziehen sich mitunter auf divergierende Beziehungsverhältnisse und Ideale (etwa bezüglich Autorität), an denen sie ihr Erleben orientieren, was die Rollen-Flexibilität und -Ambivalenz in diesen Patenschaften umso komplexer macht und Momente der Affektbewältigung mehrt. Die später vorgestellten Patenschaftsgeschichten lassen sich als Illustrationen verschiedener Dimensionen von Affektbewältigung lesen.

Im dritten Kapitel beschrieb ich die in Deutschland wirkmächtigen Integrationsdiskurse und -praktiken sowie den politischen und gesellschaftlichen Umgang mit freiwilligem Engagement. Als zivilgesellschaftliche Form der Integrations- und Geflüchtetenarbeit waren Patenschaften bei WG sowohl konzeptionell als auch strukturell signifikant von beiden Feldern geprägt. Ein Blick auf die Entwicklungen der letzten Jahre ermöglichte es, sowohl die Diskurse und Politiken um Integration und Diversität als auch die Rahmenbedingungen und individuellen Bestrebungen freiwilligen Engagements in ihrer aktuellen Ambivalenz und Komplexität herzuleiten. Lange Jahre hielt die Bundesrepublik am Credo fest, kein Einwanderungsland zu sein, was den politischen Umgang mit Migration und Vielfalt entscheidend prägte. Während dieser Standpunkt nunmehr vollständig revidiert wurde und Maßnahmen zur Integration migrantisierter Akteure umgesetzt werden, werden diese nach wie vor nach ihrem Nutzen für die bundesdeutsche Wirtschaft eingeordnet und bewertet. Ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft wird weiterhin auf der Grundlage eindimensionaler Vorstellungen von Identität in Frage gestellt. Konfrontiert mit einer komplexen Bringschuld, die in dem integrationspolitischen Slogan »Fordern und Fördern« Ausdruck findet, können migrantisierte Akteure oftmals nicht den diffusen Anforderungen an eine gelingende Integration genügen. Über Generationen hinweg haftet ihnen das Attribut der Fremdheit an, welches sie abwertet und benachteiligt. Von Bedeutung ist jedoch, dass solch abwertende und exkludierende Strukturen und identitätspolitische Marginalisierungsprozesse zunehmend auf Werte und Ansprüche einer offenen Gesellschaft treffen, die sich diskriminierenden, rechtspopulistischen und rassistischen Tendenzen entgegenstellen möchte. Hier war auch die Arbeit des Vereins WG zu verorten, der mit seinem offenen Integrationsverständnis Dialog und Augenhöhe anstrebte. Damit wendete er sich gerade an jene Akteure der Zivilgesellschaft, die sich zum Ziel setzten, mit ihrem freiwilligen Engagement einen konkreten Beitrag zu den Idealen von Toleranz, Offenheit und Wertschätzung zu leisten. Solch ambivalente Dynamiken wurden treffend als »bipolare Linie der

postmigrantischen Gesellschaft« (Foroutan 2016, S. 246) beschrieben. Gleichsam lassen sich derartig ambivalente Tendenzen auch im Denken, Fühlen und Handeln einzelner Akteure erkennen, wie ich später Bezug nehmend auf die Herausforderungen der Koordinatorinnen sowie einzelner Pat:innen herausarbeitete.

Ehrenamtliches, freiwilliges und zivilgesellschaftliches Engagement sind Begriffe, die in der Praxis vielfach synonym verwendet werden. Diese terminologische Vermengung übernahm ich in meiner Arbeit. Ein Blick auf die begriffliche Genese erwies sich dennoch als notwendig, um die heute vorzufindende Engagementlandschaft in Deutschland sowie deren Herausforderungen auf struktureller und individueller Ebene näher konturieren zu können: Abseits des Dispositivs von *Amt und Ehre* (Neumann 2016) suchen Engagierte in ihren freiwilligen Tätigkeiten zunehmend eine Balance zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Erfordernissen und bilden dabei ein komplexes Verantwortungsbewusstsein aus. Diese neue Motivkomposition trifft auf einen Sozialstaat, der aufgrund sukzessiver finanzieller Kürzungen in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend Leerstellen aufweist. Mittels moralischer Verantwortungspelle und gezielter Finanzierungen, die jedoch einem notorischen Innovationsdiktum unterworfen überwiegend auf kurze Projektlaufzeiten ausgerichtet sind, wurden Modi geschaffen, die Engagementbereitschaft von Bürgerinnen gezielt zu fördern. Dabei werden entsprechende Tätigkeitsfelder vor dem Hintergrund fehlender professioneller Strukturen zunehmend eingehegt und kontrolliert. Das Ergebnis sind prekäre und unzureichende finanzielle und personelle Ausstattungen in Trägerprojekten, die sich sowohl im Tagesgeschäft als auch auf konzeptueller Ebene negativ niederschlagen. Ich schloss das dritte Kapitel mit einem Blick auf freiwilliges Engagement für Geflüchtete. Bei diesen spezifischen Formen der Hilfebeziehung sind historisch tradierte Vorstellungen von Bedürftigkeit, *deservingness* (Holmes/Castañeda 2016) und Dankbarkeit sowie viktimisierende Zuschreibungen vorzufinden, die von den beteiligten Akteuren zunehmend reflektiert, jedoch vielfach (noch) nicht aufgelöst werden (können). Patenschaften bei WG waren mit der Zielgruppe geflüchteter Kinder ebenfalls dieser spezifischen Engagementform zuzuordnen und auf mögliche, dem Format inhärente paternalistische Tendenzen sowie deren individuelle Ausprägungen zu befragen.

Im vierten Kapitel fokussierte ich das Patenschaftsformat. Ich gab zunächst eine Einführung in den Stand der Mentoringforschung und erweiterte den darin angesiedelten positivistischen Bias mit einem Fokus auf Effizienz und Wirkung der Beziehungen um qualitative Perspektiven, die demgegenüber vielfach eine kritische Haltung einnehmen. Mit einem Schwerpunkt auf den Motiven, Erfahrungen und Herausforderungen der beteiligten Akteure bearbeiten letztere Studien die vernachlässigte Frage nach dem *Wie* der Beziehungsgestaltung. In diesem Forschungsstrang ist auch meine Arbeit angesiedelt. In Anlehnung an die enge Verzahnung von Forschung und Praxis im Feld von Mentoring und Patenschaften leitete ich vom Forschungsstand ausgehend über zu den Vorstellungen, Konzepten und Erwartungen, die bei WG zum Tragen kamen. Zunächst betrachtete ich die vielfältigen Motive der Akteure für diese besondere Begegnungsform. Bedeutsam war, dass Verein und Pat:innen im Verlauf der Beziehungsentwicklung versuchten, den vordergründigen Wunsch der Patenfamilien nach schulischer Unterstützung zugunsten von Zielen zu lenken, die den freizeithlichen Bereich und die zwischenmenschliche Beziehungsebene betonten. Hieran anschließend beschrieb ich

das komplexe Asymmetriegerüst in Patenschaften. Neben dem Altersunterschied traten das spezifische soziokulturelle Wissen der Mehrheitsgesellschaft, Deutschkenntnisse, sozioökonomische Bedingungen sowie das Niveau formaler Bildung als bedeutsame Differenzmarker hervor. Hinzu kamen die Rollenzuschreibung in den Hilfebeziehungen (Hilfe-Gebende respektive Hilfe-Empfangende) und eine damit begründete einseitige Semi-Professionalisierung von Pat:innen. Soziokulturell spezifische Ideale von Autorität konnten die strukturelle Asymmetrie weiter akzentuieren. Ich zeigte, dass Pat:innen nichtsdestotrotz oftmals nach Gegenseitigkeit und einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung auf Augenhöhe strebten. Diese Gemengelage konfrontierte die Freiwilligen mitunter mit äußerst herausfordernden Aushandlungen bezüglich ihrer Rollen und dem Verhältnis von Nähe und Distanz in den Beziehungen, die ich in den Patenschaftsgeschichten empirisch ausleuchtete. Weiterhin betrachtete ich im vierten Kapitel Bestrebungen, Patenschaften an soziokulturell distinkten Erziehungs- und Entwicklungsidealen von Selbstwirksamkeit und dyadischen Beziehungskonstellationen auszurichten, sowie die diesen zugrundeliegenden Vorstellungen und Zuschreibungen.

In dem darauffolgenden Kapitel fünf beschrieb ich schließlich die Praktiken der Auswahl von Pat:innen und Patenkindern sowie deren Vorbereitung und Vermittlung bei WG. Insbesondere aus der Perspektive der koordinierenden Vereinsarbeit vertiefte ich die in den vorherigen Kapiteln eingeführten Vorstellungen von der Zielgruppe geflüchteter Patenfamilien und deren Hilfebedürftigkeit, die Rollenzuschreibung an helfende Freiwillige als stabile und belastbare Bezugspersonen, eine einseitige Semi-Professionalisierung und eine ungleich verteilte Praxis der Begleitung während der Patenschaftserfahrung. Es zeigte sich, dass die Koordinatorinnen in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen von Auswahl, Vermittlung und Begleitung der Patenschaften sowie der weiteren Projektarbeit auf ihre langjährige Erfahrung und ihre Intuition zurückgriffen. Sie waren hierdurch in der Lage, institutionelle Einschränkungen, die etwa die Zielgruppe der Patenfamilien exkludierend festlegten, aufzuweichen oder formelle Vorgaben und Kontrollmechanismen, die für die Freiwilligen eine zusätzliche Belastung darstellen konnten, zu umgehen. Abschließend beleuchtete ich in diesem Kapitel Herausforderungen und Anstrengungen, mit denen die Koordinatorinnen konfrontiert waren, da auch diese entscheidend die individuellen Patenschaftserfahrungen prägen konnten.

In Kapitel sechs widmete ich mich schließlich dem empirischen Herzstück meiner Forschung. Hierin stellte ich sechs Patenschaften überwiegend aus der Perspektive von Pat:innen vor. Mit meiner eigenen Patenschaft eröffnete ich dieses Kapitel in dem Versuch, einen moralischen Zeigefinger auf andere Pat:innen zu vermeiden. Vielmehr hoffe ich, anhand meiner Erfahrungen gezeigt zu haben, dass Herausforderungen und Konflikte Teil jeder Patenschaftsbeziehung sein können – auch oder gerade dann, wenn sich die handelnden Akteure um eine angemessene, machtkritisch reflektierte und sensible Positionierung bemühen. Die Patenschaftsgeschichten illustrieren spezifische Beziehungsdynamiken und Herausforderungen mit vielfältigen Momenten der Affektbewältigung und Emotionsarbeit. So zeichnet mein eigenes Fallbeispiel etwa die Höhen und Tiefen in der Beziehungsentwicklung, meine Schwierigkeiten in der Aushandlung der multiplen (Macht-)Asymmetrien und Erfahrungen von Selbstwirksamkeit sowie spezifische, themenbezogene Konflikte nach. Fragen nach Macht, Positionalitäten und Rollen in ihren Patenschaften stellten sich auch Laura und Sophie angesichts der schuli-

schen Schwierigkeiten ihrer Patenkinder. Der Druck, den sie verspürten, sich von dem freizeitlichen Schwerpunkt und dem freundschaftlichen Charakter ihrer Beziehung zu lösen, resultierte vor allem aus dem eigenen Anspruch, aus einer privilegierten Position heraus dem Gegenüber bei schulischen Schwierigkeiten zu helfen. Auch Marias Patenschaftsgeschichte beschäftigt sich mit den eigenen Ansprüchen an die Beziehung, an das Gegenüber und an das Selbst und erzählt von der schmerzhaften und enttäuschenden Wahrnehmung, keine (ausreichende) emotionale Reziprozität von dem Patenkind zu erhalten. Michaels Geschichte beschreibt ebenfalls das Aushandeln eigener Ansprüche und Vorstellungen für das Patenkind. Seine Bestrebungen, erzieherisch auf seinen Patenjungen einzuwirken, mochten zunächst irritierend wirken. Sie deckten sich jedoch größtenteils mit den Wünschen und Erwartungen der Mutter des Jungen, gegenüber denen er sich manchmal abgrenzen musste. Die Patenschaftsgeschichte von Lisa und Zaynab erzählt von einem äußerst vertrauten und nahen Verhältnis. Die Herausforderungen für die Patin bestanden vor allem darin, an der Beziehung trotz sich verändernder Lebensumstände festzuhalten und den Kontakt nicht zu verlieren. Die Angst vor dem Verlust der Beziehung einte Lisa mit Eva, auch wenn sich die Hintergründe hierfür unterschieden. Eva erlebte eine zwischenmenschliche Nahbeziehung, die ihre anfänglichen Vorstellungen und Erwartungen an die Patenschaft bei weitem übertraf. Dabei war die Aushandlung zwischen freundschaftlicher Augenhöhe und erzieherischer Autorität in ihrer Patenschaft von Anfang an bedeutsam. Eva fand sich wiederholt in Situationen wieder, in denen sie Erwartungen und Vorstellungen von Nähe und Distanz verhandeln musste – Themen, die auch bei Maria, wenn auch in umgekehrter Lagerung, eine entscheidende Rolle spielten. Auch Eva erfuhr eine vulnerable Position, in der sie verschiedene Ideale und Werte verhandeln musste.

Ich hätte die Patenschaftsgeschichten auf verschiedene Weise anordnen können, da sich unterschiedliche Parallelen und interessante Vergleiche, Widersprüche und Kontraste zwischen den Darstellungen finden lassen. Ich entschied mich, die Beispiele grob anhand der Ähnlichkeiten in den Herausforderungen und affektiven Anstrengungen, die die Pat:innen aushandeln mussten, aneinanderzureihen. Letztlich lassen sich alle diese Anstrengungen als Momente der Rollenaushandlung interpretieren, die – wie ich in dieser Arbeit verschiedentlich herausgearbeitet habe – ein genuiner und fortwährender Prozess in Patenschaften ist. In der gemeinsamen Beziehungsgestaltung mussten die beteiligten Akteure unterschiedliche Erwartungen, Ansprüche und strukturelle Erschwernisse austarieren und einhegen. In manchen Fällen betraf dies Fragen von Autorität und das Streben nach Ebenbürtigkeit. In anderen Fällen handelte es sich um das Haushalten mit den eigenen Kapazitäten oder auch um das Ringen mit der Positionierung bei themenspezifischen Reibungen. Vielfach spielten soziokulturelle Differenzen in Normen, Werten und Verhaltensweisen eine Rolle. All diese Aspekte berührten auf die eine oder andere Weise das Verhältnis von Nähe und Distanz und erzeugten damit ein Spannungsfeld zwischen Begegnung und Abgrenzung, das von den beteiligten Akteuren nicht zuletzt auf einer affektiv-emotionalen Ebene ausgehandelt werden musste.

Ich bemühte mich, die Patenschaftserfahrungen in der Komplexität und Ambivalenz zu erhalten, wie sie sich mir im Laufe meiner Forschung darstellten. Es ging mir nicht darum zu bewerten, ob die dargestellten Patenschaftstandems eine sinnstiftende Beziehung führten und welche Wirkungsdimensionen sie zu adressieren vermochten. Eine

solche Bewertung kann je nach individuellem Hintergrund und den persönlichen Motiven für eine Patenschaft sehr unterschiedlich ausfallen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass der Prozess der Sinnstiftung durch sensible Austausch- und Reflexionsformate maßgeblich begleitet und unterstützt und damit positiv beeinflusst werden kann.

Der Zugang zu den Patenfamilien und ihren Kindern war in meiner Forschung begrenzt. Dies spiegelt eine problematische Leerstelle sowohl in der Mentoringforschung als auch in der Praxis der Vorbereitung und Begleitung von Patenschaften wider. Umso wichtiger war es mir, die wenigen Perspektiven von Patenkindern und ihren Eltern sowie von einem Patenjugendlichen, die mir im Rahmen meiner Forschung zugänglich gemacht wurden, trotz ihrer Begrenztheit darzustellen. Dabei wurde deutlich, dass die Familien und der Jugendliche insbesondere die Begegnung mit Mitgliedern der deutschen Mehrheitsgesellschaft schätzten, die ihnen anderweitig oftmals verschlossen blieben. Durch diese Begegnungen erhielten sie, nicht zuletzt durch die Sprache, wertvolle Unterstützung in Alltagsfragen. Weiterhin betonten die Eltern, die sich nach der Flucht herausgelöst aus ihrem verwandtschaftlichen Netzwerk in der Isolation einer Kernfamilie wiederfanden, die Bedeutung der Betreuung ihrer Kinder durch zusätzliche Bezugspersonen, die sie sowohl zeitlich als auch in Erziehungs- und Schulfragen unterstützten und entlasteten. Insbesondere am Beispiel von Safia und ihrer Tochter wurde deutlich, dass auch die Eltern und Kinder in Patenschaften Herausforderungen und Anstrengungen erlebten, die sie bewältigen mussten. Daher soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass Erfahrungen der Affektbewältigung für *alle* an einer Patenschaft beteiligten Akteure relevant sind und entsprechend begleitet werden sollten.

Meine Arbeit leistet Beiträge zu drei miteinander verknüpften Forschungs- und Praxisfeldern, die ich in den folgenden drei Unterkapiteln abschließend zusammenfasse. Ich spreche methodologisch zu der *Affektforschung* und stelle anhand meiner Forschungszugänge und methodischen Vorgehensweise Möglichkeiten dar, sich der flüchtigen Erfahrungsdimension der Affekte empirisch anzunähern. Weiterhin unterstreichen meine Ergebnisse die Relevanz der affektiv-emotionalen Dynamiken und Herausforderungen, welche die an Patenschaften beteiligten Akteure in ihren Begegnungen miteinander zu bewältigen haben – ein Feld, dem sich die *Mentoringforschung* jenseits von Fragen zu Effizienz und Wirkung stärker zuwenden sollte. Schließlich ist meine Arbeit auch für die *Migrationsforschung* von Interesse, denn Patenschaften sind eine äußerst erkenntnisreiche Linse auf den gesellschaftlichen, politischen, und individuellen Umgang mit Migration, Integration, Diversität sowie die (Un-)Möglichkeiten der Begegnung über soziokulturelle und sozioökonomische Grenzen hinweg.

7.1 Affekte in zwischenmenschlichen Nahbeziehungen erforschen

Wie lässt sich über Nahbeziehungen und die affektiven und damit oftmals subtilen, mitunter schwer zugänglichen Facetten zwischenmenschlicher Begegnung forschen? Für die Sozial- und Kulturanthropologie, die sich bislang insbesondere der »Fokussierung elaborierter kultureller Bedeutungssysteme« (Röttger-Rössler 2016, S. 6) widmete, blieb das sprachlich weniger zugängliche und reflektierte, häufig präbewusste Feld der Affekte empirisch vielfach unerschlossen. In meiner Forschung stellten sowohl die autoethno-

grafische Betrachtung meiner eigenen Patenschaft als auch der kollaborativ-partizipative Ansatz, den ich mit der Fokusgruppe verfolgte, entscheidende Zugänge zur Dimension der Affekte in Patenschaften dar.

Tabea Häberlein plädiert in ihrem Beitrag *Teilnehmende Beobachtung als dichte Teilhabe* (2014) dafür, das forschende Selbst in jene zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge einzubinden, die im Zentrum des Forschungsinteresses stehen. Erst als die Ethnologin in die von ihr untersuchten verwandtschaftlichen Generationenbeziehungen involviert wurde, gewann sie entscheidende Einsichten. Was also hätte im Falle meiner Forschung, die sich dem *Wie* der Beziehungsentwicklung und -gestaltung in Patenschaften widmete, näher gelegen, als selbst eine Patenschaft zu übernehmen? Neben meinen persönlichen Motiven, die ich zu Beginn meiner Patenschaftsgeschichte dargestellt habe, waren Überlegungen, die eigene Patenschaftserfahrung zum epistemischen Werkzeug zu machen, von Bedeutung. In meiner Doppelrolle als Patin und Anthropologin verbanden sich Autoethnografie und *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018). In den 18 Monaten meiner Datenerhebung dokumentierte und reflektierte ich neben den diversen anderen Facetten teilnehmender Beobachtung insbesondere die sukzessive Annäherung und Momente zunehmender Vertrautheit, Spannungen und Konflikte mit meiner Patenjugendlichen sowie meine sich verändernden Erwartungen und Ansprüche an das Engagement und unser Miteinander. Diese akribische und kontinuierliche Dokumentation ermöglichte mir einen unmittelbaren und systematischen Zugang zu der affektiven Erfahrungsebene in Patenschaften und wie diese die Beziehungsentwicklung prägte. Dabei fokussierte ich in meinen Notizen und Protokollen gerade auch jene herausfordernden, manchmal heiklen und oft flüchtigen Erfahrungen und Gedanken, die in narrativen Erhebungsmethoden vielfach durch einen moralischen Selbstanspruch gefiltert werden. Als ich zu einem vorweihnachtlichen Treffen auf diese Aufzeichnungen verzichtete, stellte sich eindrücklich dar, wie rasch die Erfahrungen verblassten. In einer Vignette, die ich einige Wochen später dazu anfertigte, formulierte ich folgendermaßen: »Ich besinne mich lediglich auf ein Gefühl, eine Stimmung, die geprägt schien von einer neuen Form der Vertrautheit.«

Über die Intensität, Komplexität und Ambivalenz meiner Patenschaftserfahrung trat ich in einem zweiten Schritt mit anderen Pat:innen in Austausch. Dieser Austausch war aus erkenntnistheoretischer Sicht notwendig, da er als Korrektiv und Ergänzung meiner Erfahrungen als Patin entscheidende Momente der *affektiven Triangulation* eröffnete. Die Reflexion und Diskussion meines affektiv-emotionalen Erlebens ermöglichten zudem wertvolle Einblicke in die Erfahrungen anderer Freiwilliger in informellen Gesprächen und Interviews sowie eine Annäherung an ein Gespräch auf Augenhöhe mit diesen: Wiederholt berichteten und reflektierten meine Gesprächspartner:innen erst auf der Grundlage meiner Schilderungen über Herausforderungen und Anstrengungen, die sie selbst erlebten. Damit prägte ich auf besondere Weise die Dynamik meiner Gespräche im Feld. Ich bemühte mich, diese Wechselwirkungen sowohl in der Dokumentation meiner Daten als auch in der Darstellung meiner Ergebnisse transparent darzustellen.

Der kollaborativ-partizipative Ansatz der Fokusgruppe mit den Studierenden der Sozial- und Kulturanthropologie bildete einen entscheidenden weiteren Zugang zu der affektiven Erfahrungsdimension in Patenschaften. Die Regelmäßigkeit unserer Treffen und das wachsende Vertrauen erlaubten es uns, miteinander ein *affektives Arrangement*

zu kultivieren, in dem wir uns gemeinsam jene subtileren relationalen Zusammenhänge in unseren Patenschaften erschließen konnten. Ich vermute außerdem, dass die Höhen und Tiefen meiner eigenen Patenschaftsbeziehung eine entscheidende Voraussetzung für eine sensible Moderation der Fokusgruppe darstellten. In unserem Austausch zeigte sich zudem deutlich die Flüchtigkeit von Affekten, die insbesondere für narrative Erhebungsmethoden eine Herausforderung darstellt: Wie schnell sich das affektive Erleben einem reflexiven Zugriff entziehen kann, beschrieb ich in der Patenschaftsgeschichte von Eva. Bereits wenige Wochen nach den Spannungen mit ihrer Patenfamilie, die sich aus den pandemischen Kontakteinschränkungen ergaben, konnte Eva kaum noch die Intensität, mit der sie den Konflikt erlebte, erinnern. Sie bezeichnete diese gar als surreal. Es waren ihre Notizen und die Aufzeichnungen unserer gemeinsamen Diskussionen, die ihr die Vergegenwärtigung des Erlebten ermöglichten.

Wie sich ein solcher Habitus der kontinuierlichen Dokumentation und besonders auch der Austausch in der Gruppe auf das Vermögen der Reflexion und Artikulation von Affekten auswirken kann, möchte ich abschließend noch einmal anhand eines weiteren Treffens unserer Fokusgruppe illustrieren: Wir tragen uns gegenseitig erste Vignetten vor, die wir planen zu veröffentlichen. Noch bevor Karoline eine erste Version ihrer Vignette¹ vorliest, bricht es förmlich aus ihr heraus. Sie schildert uns ihren Konflikt, in ihrer Patenschaft als Lehrerin bezeichnet zu werden, und hinterfragt die dahinter liegenden Implikationen zu den Erwartungen von Augenhöhe, zu Machtasymmetrien und zum Umgang mit Autorität. Auch fragt sie sich, ob ihr Bedürfnis, die Patenschaftsbeziehung zu definieren, vielleicht vordergründig auf den Austausch und die Reflexionen in unserer Fokusgruppe zurückzuführen sei. Ihre Ausführungen reihen sich ohne Unterbrechung aneinander, sie scheint kaum Luft zu holen und ist äußerst erregt. Ihr Narrativ ist von einer Intensität geprägt, die uns übrige Teilnehmende sichtbar beeindruckt. Nachdem sie endet, bleiben wir zunächst sprachlos. Karoline vermochte in unseren bisherigen Treffen ihren Zwiespalt nur schwer in Worte zu kleiden. Auch die später von ihr vorgetragene erste Fassung ihrer Vignette bleibt in ihrer Fähigkeit, den erlebten Konflikt in seiner Intensität zu artikulieren, damit zugänglich zu machen und die Anwesenden zu affizieren, weit hinter ihrem vorherigen spontanen Statement zurück. Ich spreche Karoline hierauf an, die daraufhin reflektiert:

Also das ist 'ne ganz andere Dimension [...], wie ich irgendwie darüber nachgedacht habe. Weil auch wenn ich sonst [in Form von Feldnotizen] aufgeschrieben hab', was wir [in den Patenschaftstreffen] gemacht haben oder was vielleicht interessant war oder so – ich kam eigentlich nie dazu, dass ich so 'ne Kettenreaktion hatte und dann mir das und das und das eingefallen ist. (Fokusgruppe 03.03.2020)

Diese Kettenreaktion verweist auf eine affektive Intensität, die Karoline deren eindrückliche Versprachlichung ermöglichte. Ich bin der Ansicht, dass die diesem Treffen vorangegangenen Reflexionsmomente und die Verschriftlichung der Vignette entscheidende Vorbedingungen für ihr mitreißendes Narrativ bildeten: Karoline setzte sich bereits im

1 Die finale Version dieser Vignette, die im Encounter-Blog veröffentlicht wurde, habe ich in Kapitel 4.2.4 dargestellt.

Vorfeld umfangreich mit dem von ihr beschriebenen Spannungsfeld auseinander und reflektierte schriftlich ihre diesbezügliche Positionierung. Hierdurch wurde ihre emotionale Kompetenz (*emotional literacy*) (Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, S. 280) gestärkt. Jedoch erst das spezifische Arrangement der Fokusgruppe, in der wir *gemeinsam* über das von Karoline geschilderte Thema reflektierten, Rückfragen stellten und diskutierten, erlaubte ihr schließlich, ihren Zwiespalt dergestalt in Worte zu kleiden.

Die systematische Dokumentation und Reflexion meiner autoethnografischen Erfahrungen als Patin sowie auch der kollaborativ-partizipative Ansatz, den ich mit der Fokusgruppe verfolgte, prägten entscheidend mein Erkenntnisinteresse für die Bedeutung der affektiven Erfahrungsdimension in Patenschaften. Die aus meinem Forschungsdesign resultierenden Positionierungen erwiesen sich zugleich als Schlüsselmomente, um die Flüchtigkeit und Unmittelbarkeit des affektiven Erlebens in Patenschaften empirisch zugänglich zu machen und einzuordnen.² Zweifellos verstellte mir dieses Vorgehen jedoch zugleich den Blick für andere Aspekte von Patenschaftsbeziehungen, die eine distanziertere Positionierung im Feld möglicherweise befördert hätte. Hier zeigt sich, wie wichtig es ist, die Leerstellen zu identifizieren, die sich aus der thematischen Fokussierung und methodischen Festlegung ergeben. Sie verdeutlichen den Blickwinkel aus dem heraus die Forscherin das Geschehen wahrgenommen und interpretiert hat.

Durch die Kognitivierung und Versprachlichung der affektiven Erfahrungen als Pat:innen, die mit deren Dokumentation und gemeinsamer Reflexion einhergingen, veränderte sich zugleich deren Intensität (von Scheve/Slaby 2019, S. 44f.). Dieser Effekt ist für die Verarbeitung der Patenschaftserfahrung von Bedeutung, wie ich nachfolgend noch einmal ausführen werde.

7.2 Affektbewältigung und gemeinschaftliche Sinnstiftung

Wie gehen die an einer Patenschaft beteiligten Akteure mit den Herausforderungen und Anstrengungen um, die sich aus den künstlich gestifteten Beziehungen ergeben? Welchen Stellenwert kann der Austausch in einer *affective community of care* für die Prozesse der *Gefühlsbildung* und gemeinschaftlichen Sinnstiftung einnehmen?

Während der Beschäftigung mit den Aufzeichnungen von Interviews und Fokusgruppendifkussionen war ich stellenweise irritiert, wie viel ich über meine eigenen Erfahrungen und Gefühle als Patin sprach. Ich erkannte jedoch bald, dass ich meine Redebeiträge nicht nur als *prompts* in Interviews und informellen Gesprächen nutzte, oder damit eine Form der affektiven Triangulation anstrebte, die meine autoethnografische

-
- 2 Ein kombiniertes Forschungsdesign aus autoethnografischen und kollaborativ-partizipativen Elementen, welches Studierende einbezieht und damit die Möglichkeiten von Triangulation, multipler Involviertheit, Reflexivität sowie des gemeinschaftlichen Austauschs und der gegenseitigen Rückversicherung erweitert, lässt sich aus meiner Sicht auch fruchtbar auf andere Forschungsfelder und Erkenntnisfragen übertragen. Spätestens seit der reflexiven Wende wird ein Forschungsethos in Frage gestellt, bei dem die Ethnologin allein im erkenntnisgenerierenden Zentrum ihrer Forschung steht. In der Auslotung von Formaten, die Studierende aktiv an Forschungen beteiligen, liegt meines Erachtens ein großes Potenzial, um die zunehmenden Forderungen nach partizipativen und kollaborativen Ansätzen einzulösen. Entsprechende Ansätze sind bisher noch Mangelware.

Perspektive erweiterte. Als Patin hatte ich vielmehr das Bedürfnis, meine Erfahrungen mitzuteilen, meine Gefühle, Irritationen, Ärgernisse und Verwunderungen zu besprechen. Ich sehnte mich nach Feedback und empfand Erleichterung, wenn ich meinte, bei meinem Gegenüber ein einfühlsames Nicken zu erkennen, das Verständnis für mein Denken und Handeln zu signalisieren schien – zu sehen, dass meine Erfahrung resonierte, dass ich nicht allein war. Mir erschloss sich die Bedeutung der Gemeinschaft für die komplexen Prozesse der Affektbewältigung sowie für eine Annäherung an eine kognitiv zugänglichere Form der Emotionsarbeit.

Da unsere Fokusgruppentreffen für die Mehrzahl der teilnehmenden Studierenden Teil eines Praktikumsprojektes waren, stellten sie den damit verbundenen Aktivitäten von vornherein mehr Ressourcen zur Verfügung, als andere Freiwillige dies vermochten.³ Die positive Wirkung des engen Austauschs im Rahmen unserer Fokusgruppe wurde sowohl von den teilnehmenden Studierenden, die die Wichtigkeit unserer Treffen mit gruppentherapeutischem Charakter auch lange nach dem Ende des Projekts betonten, als auch von den Koordinatorinnen von WG hervorgehoben. Die Pat:innen aus unserem Projekt seien besonders verbindlich und reflektiert und ihre Beziehungen im Vergleich zu anderen Patenschaften von längerer Dauer. Weiterhin seien sie für die Koordinatorinnen besser erreichbar und zugleich der Betreuungsaufwand deutlich geringer, da die Gruppe bereits viele Herausforderungen abfing.

Selbstreflexion, die kontinuierliche Dokumentation der eigenen Erfahrungen und insbesondere einen sicheren Raum, in dem Erfahrungen besprochen, Parallelen entdeckt, Ratschläge ausgetauscht, Anteilnahme signalisiert und gemeinsam Handlungsstrategien erarbeitet werden können, halte ich für wertvoll und notwendig. Wie ich zu Beginn meiner Patenschaftsgeschichte bereits hervorhob, bin ich der Ansicht, dass diese Komponenten entscheidend zu der Beständigkeit meiner Beziehung zu Lara beitrugen. Doch worin genau besteht der Mehrwert derartiger Austauschformate? In der Fokusgruppe diskutierten wir die von uns erlebten vielfältigen Facetten von Patenschaftserfahrungen, unsere Ambivalenzen, Zweifel und Einsichten. Unser Austausch führte uns wiederholt vor Augen, dass eine einheitliche Definition des Patenschaftsformats nahezu unmöglich ist. Ich hoffe in dieser Arbeit deutlich gemacht zu haben, dass Pat:innen oftmals völlig unterschiedliche Erfahrungen in ihren Patenschaften machen. Sie bringen individuelle Motivationen, Erwartungen und Bedürfnisse sowie diverse familiäre und sozioökonomische Hintergründe mit, die sich entscheidend auf die Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung auswirken. Das Gleiche gilt natürlich auch für die Patenkinder und ihre Familien. Auch sie bilden keineswegs eine homogene

3 Die bei den Studierenden involvierten Leistungspunkte in einem verpflichtenden Praktikumsmodul, das Teil ihres Bachelorstudiengangs war, werfen die Frage eines ›reinen‹ Ehrenamtes respektive einer Entlohnung des Engagements auf. Der Soziologe und Patenschafts Koordinator Bernd Schüler unterstreicht diesbezüglich die intrinsische Motivation zum Engagement: »Konzipiert als bürgerschaftlicher Beitrag, entscheiden sich Menschen aus freien Stücken dafür, Verantwortung für das Aufwachsen der jungen Generation zu übernehmen und so Solidarität zu leben. Demnach sind es die intrinsischen, wertbezogenen und auch biografischen Quellen, die die besondere Qualität dieser Unterstützung ausmachen.« (Schüler 2023, S. 202) Andere Stimmen hingegen sprechen sich für eine Öffnung gegenüber etwa finanziellen Vergütungen der Freiwilligen in Mentoringangeboten aus (vgl. Hurrelmann 2023).

Gruppe. Unser Austausch in der Fokusgruppe verdeutlichte jedoch ebenso eindrücklich, dass wir uns in den verschiedenen Erzählungen wiederfinden konnten und in der Lage waren, uns empathisch aufeinander zu beziehen. Eine ähnliche Resonanz erlebte ich bei Treffen und Workshops, die der Verein organisierte, um einen Austausch zwischen den Pat:innen zu ermöglichen. Auch bei anderen Freiwilligen beobachtete ich dann das Bedürfnis, über die eigenen Erfahrungen zu berichten, die der anderen zu kommentieren, zu vergleichen und Verhalten und Handlungsoptionen gemeinsam auszuloten.⁴ Ich beobachtete, dass sich die Erzählungen auch in diesen Austauschformaten Bahn brachen und eine vibrierende Atmosphäre der Gemeinsamkeit erzeugten. Bei derlei Gelegenheiten schien es den Pat:innen stets zu gelingen, einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden, der ein momentanes Gefühl von Verständnis, Unterstützung und Gemeinschaft ermöglichte.

Ich interpretiere eine solche Verbalisierung der eigenen Erfahrung in der Gruppe als eine Form des gemeinschaftlichen *emotional meaning making* (Röttger-Rössler 2019a, S. 67). In der Gruppe können bislang vielfach noch nicht versprachlichte affektive Erfahrungen einer ungewohnten Beziehungskonstellation, in der das Rollenverhältnis nicht eindeutig zu bestimmen ist, durch ihre Artikulation und Diskussion für das Selbst und für andere zugänglich(er) gemacht werden. Damit geht ein Prozess der Kognitivierung einher, der eine gewisse Distanzierung gegenüber der Erfahrung ermöglicht. Die Resonanz der kommunizierten Erfahrungen wirkt dabei zugleich gruppenkonstituierend und »befreit« die Teilnehmenden von der Wahrnehmung, mit ihrem Erleben und Empfinden allein zu sein. Es formiert sich eine *affective community of care*, in der ein Prozess der *Gefühlsbildung* (Röttger-Rössler 2019a) angestoßen werden kann. Im Zuge dessen eben gegenseitiges Zuhören, Empathie und gemeinsames Diskutieren von Erfahrungen und Handlungsoptionen den Weg von der oftmals als isoliert empfundenen Affektbewältigung hin zu einer gemeinschaftlich reflektierten, sinnstiftenden und handlungsanleitenden Emotionsarbeit, die Orientierung und Konsolidierung verspricht.

Treffen Menschen aufeinander, die spezifische Erfahrungen – beruflicher, privater oder ehrenamtlicher Natur – gemein haben, so führt dies häufig dazu, dass sie diese miteinander teilen und eine spontane Erfahrungsgemeinschaft bilden. Ich argumentiere jedoch, dass der *peer*-Austausch unter Pat:innen insbesondere jene Herausforderungen, welche die Abwesenheit eines geteilten kulturellen Modells von Patenschaft, die unterschiedlichen Erwartungshaltungen, diffuse oder widersprüchliche Gefühlsregeln sowie soziokulturell divergierende Verhaltensregister des Gegenübers hervorrufen, abmildern oder kompensieren kann. Das eigene Verhalten sowie das des Gegenübers werden dann gemeinsam in der Gruppe besprochen, eingeordnet und bewertet. Die Resonanz unter Pat:innen kann die individuelle Erfahrung überbrücken und dafür sorgen, dass Anstrengungen und Konflikte in Patenschaften weniger als singuläre Herausforderungen oder gar als individuelles Versagen erlebt werden. Idealerweise können sie stattdessen als charakteristische Herausforderungen dieses besonderen Begegnungsformates eingeordnet werden. Ich bin der Ansicht, dass dies entscheidend zu dem Erfolg und der Dauer von Patenschaften beiträgt, da Beziehungen häufig zu zerbrechen drohen,

4 Dabei prägten natürlich immer auch die individuellen Dispositionen, über die eigenen Erfahrungen vor anderen Menschen zu berichten, die Dynamik in derlei Austauschformaten.

wenn Pat:innen nicht in der Lage sind, mit den affektiv-emotionalen Herausforderungen einen für sie sinnvollen Umgang zu finden. Eine gelingende Affektbewältigung und Emotionsarbeit bilden demnach den Kitt, der die fragilen Patenschaftsbeziehungen zusammenhält.

Die anspruchsvollen Rollen, die Freiwillige gegenüber ihren Patenkindern einnehmen können und sollen, werden im Zuge der Forderung nach einer zunehmenden Semi-Professionalisierung (vgl. Rhodes 2020) stetig weiter ausdifferenziert. Sie werden jedoch selten hinsichtlich der Herausforderungen und Anstrengungen befragt, die diese Rollen und Verantwortlichkeiten mit sich bringen. Affekte und Emotionen in Patenschaftsbeziehungen wurden und werden in der überwiegend psychologischen Mentoringforschung, die die Wirkung und Effizienz der Beziehungen nicht zuletzt für Mittelgeber nachweisen will und muss, bis auf wenige Ausnahmen vernachlässigt. Der Bedürftigkeit, die auch die Pat:innen in die Beziehungen einbringen, wird kaum Beachtung gezollt. Die Bedeutung von Reflexions- und Austauschformaten wird – wenn überhaupt – lediglich erwähnt, jedoch mögliche Modi und Inhalte selten näher bestimmt. Weitet man jedoch das Verständnis einer gelingenden Patenschaftsbeziehung auf jene affektiv-emotionalen Dynamiken aus, welche die sich begegnenden Akteure – Pat:innen wie Patenkinder – verarbeiten und aushandeln, so erweist sich diese Leerstelle in der Mentoringforschung und -praxis als folgenswer. Denn sollten es nicht die Freiwilligen und Patenkinder sein, die die Begegnung positiv und damit als Ressource für ihre weitere Biografie einordnen – oder eben nicht? Dabei orientieren sie sich an ihren Erwartungen, Zielsetzungen sowie der Beziehungsentwicklung, die von affektiv-emotionalen Erfahrungen durchdrungen sind und konstituiert werden.

Meine Arbeit hat vornehmlich Einblicke in die Affektbewältigung und Emotionsarbeit auf Seiten der Pat:innen und Koordinatorinnen ermöglicht. Auf die Herausforderungen und Anstrengungen, die Patenkinder und deren Familien verhandeln, vermochte meine Forschung lediglich in den kurzen Exkursen ein Schlaglicht zu werfen.⁵ Diese Leerstelle spiegelt die unzureichende Praxis der Vorbereitung und Begleitung der Kinder und ihrer Familien ebenso wie eine eklatante Lücke in der Mentoringforschung wider. Auch hierzu muss zukünftig noch viel geschehen. Einerseits wäre es wünschenswert, wenn die Mentoringforschung ihre Kapazitäten vermehrt auf die Perspektive der Patenkinder und ihrer Familien ausrichten würde. Zugleich benötigt es in der Mentoringpraxis mehr Ressourcen, um die Vorbereitung und Begleitung *aller* an einer Patenschaft beteiligten Akteure zu bewerkstelligen. Hierdurch würde vermieden, strukturell bestehende Asymmetrien durch die einseitige Semi-Professionalisierung von Pat:innen weiter zu verstärken.

5 Besonders vor dem Hintergrund einer doppelten Halbsprachigkeit, die ich bei vielen Patenkindern beobachten konnte – ein Begriff der beschreibt, dass Kinder sowohl in ihrer Erst- wie auch in ihrer Zweitsprache Ausdrucksschwierigkeiten aufweisen – verdienen Prozesse der Affektbewältigung und Emotionsarbeit, die Patenkinder und deren Familien in den Beziehungsgefügen leisten, eine gesonderte Aufmerksamkeit. Welches Vokabular nutzen sie um ihre Erfahrungen zu kommunizieren? Und wie ließen sich die beschriebenen Prozesse des *meaning making* angesichts sprachlicher Hürden sensibel und zielgruppengerecht begleiten?

Die in dieser Arbeit ausgeloteten Austauschformate basieren auf der *educated social sensibility* (Zink 2019, S. 291) eines sozioökonomischen Milieus der akademisch gebildeten Mittelklasse, dem die Mehrzahl der Pat:innen, die Koordinatorinnen von WG sowie auch ich selbst angehören. Dieses Milieu ist geprägt von einem Ideal psychologischer Autonomie, welches die Zielsetzungen des Patenschaftsformates prägte (s. 4.2.4). Zugleich zeichnet sich dieses Milieu auch durch die zunehmende Hinterfragung und Psychologisierung der eigenen Erfahrung und den Wunsch, diese selbstreflexiv zu durchdringen und in sinnhafte Zusammenhänge einzuordnen, aus. Die vorliegende Arbeit, die einen Fokus auf die Emotionsarbeit und Affektbewältigung in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen setzt, lässt sich somit einerseits als ein in akademische Kontur gegossenes *Symptom* dieses spezifischen Milieus interpretieren, welches die Prozesse der Selbstreflexion und Sinnsuche ihrer Protagonist:innen beschreibt und analysierbar macht. Andererseits treibt sie diese Psychologisierung zugleich mit ihrem *Appell*, die Praxis der Vorbereitung und Begleitung von Pat:innen durch moderierte Austausch- und Reflexionsformate zu ergänzen, weiter voran. Meine multiple Involviertheit als autoethnografisch forschende Patin hat diese Wechselwirkung in besonderem Maße bestimmt, da sie maßgeblich meine Aufmerksamkeit während der Datenerhebung sowie meine spätere analytische Fokussierung lenkte.

Hieraus muss sodann abgeleitet werden, dass Austausch- und Reflexionsformate sensibel an die unterschiedlichen Akteursgruppen in Patenschaftsformaten angepasst werden müssen. Es ist nicht davon auszugehen, dass Patenkinde(r) (und ihre Familien) auf die gleiche Weise von den hier beschriebenen, überwiegend sprachlichen Reflexions- und Austauschformaten profitieren, wie die ehrenamtlichen Pat:innen. Stattdessen müssen mit jenen – idealerweise ebenfalls in partizipativen und kollaborativen Formaten – Modi ausgelotet und erprobt werden, die ihre soziokulturellen und sozioökonomischen Prägungen und Voraussetzungen sowie die daran gekoppelten spezifischen Bedürfnisse und Erwartungen an Patenschaften berücksichtigen.

7.3 Von der Patenschaft in die Gesellschaft

Zu Beginn dieser Arbeit stellte ich zwei Vignetten gegenüber. Die erste illustrierte die sozialräumliche und lebensweltliche Segregation der Stadt Berlin. Die zweite deutete auf das Potenzial von Patenschaften hin, diese Segregation zu überwinden – zumindest auf der Ebene einzelner Akteure. Wir alle tendieren in unseren privaten Kontakten zumeist dazu, die uns gewohnten Blasen zu navigieren. Das ist menschlich, denn hier fühlen wir uns wohl und sicher. Wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben, und wir wissen auch in etwa, was wir von unserem Gegenüber erwarten können. Mit anderen Worten: Wir kennen die relevanten Gefühlsregeln, teilen die dazugehörigen Emotionsrepertoires und beziehen uns in unserem Verhalten auf die gleichen kulturellen Modelle (von Beziehungen). Patenschaften überbrücken als künstlich gestiftete Beziehungen diese gewohnten Gefilde und ermöglichen Erfahrungen, die außerhalb des Vertrauten liegen. Das ist das Wertvolle an ihnen und das ist zugleich eine der größten Herausforderungen: Die an einer Patenschaft beteiligten Akteure werden beständig eingeladen, über den eigenen Tellerrand zu blicken und Menschen, die nicht zum gewohnten Umfeld gehören, ken-

nen und akzeptieren zu lernen. Freiwillige, die sich für ein Engagement in Patenschaften entscheiden, sind auf diese Perspektiverweiterung eingestellt. Sie gehören zu jenen, die nach einer offenen Gesellschaft (Scheer 2020) streben.

Eine Vielzahl der Patenschaftsprojekte, denen ich im Laufe meiner Forschung begegnete, so auch die von WG, definierten Geflüchtete als ihre Zielgruppe. Diese Projekte entstanden im Nachgang des sogenannten ›Sommers des Willkommens‹ in einer Zeit, in der beträchtliche finanzielle Mittel für Integrationsprogramme bereitgestellt wurden, die auf eine ungewöhnlich hohe Bereitschaft zum freiwilligen Engagement in der Gesellschaft reagierten. Trägervereinen wie WG lag das Bestreben zugrunde, einem zunehmenden Rechtsruck in Deutschland zwischenmenschliche Begegnungen entgegenzusetzen, die sich durch das Interesse am Gegenüber und beidseitige Lernprozesse auszeichneten. Sie bildeten einen Gegenpol zu hegemonialen Integrationsvorstellungen und -politiken, die migrantisierten Akteuren defizitäre und starre kulturelle Prägungen zuschreiben und eine einseitige Bringschuld implizieren. Obwohl WG und auch viele der von dem Verein vermittelten Pat:innen diese Paradigmen explizit kritisierten, konnte ich sowohl auf konzeptueller als auch auf individueller Ebene Defizitzuschreibungen beobachten, die dazu tendierten, das Gegenüber abzuwerten. Diese weisen in Hilfebeziehungen innerhalb sowie außerhalb Deutschlands eine lange Tradition auf und spiegeln eine historische Kontinuität im Umgang mit dem ›Anderen‹ wider. Eine solche Beständigkeit ist nicht einfach aufzulösen. Gerade darum bedarf sie einer Reflexion, die sich an folgenden Fragen orientieren könnte: Welche Wirkmacht entwickeln Identitätskonstruktionen und Abgrenzungsprozesse, die von diskriminierenden und exkludierenden Migrations- und Integrationsdiskursen in Politik und Medien, von Ehrenamtsvorstellungen, moralisierenden Verantwortungsappellen sowie ethischen Selbstbildern geprägt sind, in patenschaftlichen Hilfebeziehungen? Wann münden ein Wissensgefälle und strukturelle Asymmetrien in ein Machtgefälle mit paternalistischen Tendenzen, die das Gegenüber als defizitär abwerten?

Im Laufe meiner Forschung habe ich oft gezögert, problematische Zuschreibungen von Defiziten sowie eine paternalistische Form des Helfens gegenüber meinen Forschungspartner:innen anzusprechen. Ich befürchtete, ihren Einsatz, ihre Empathie und kritische Selbstreflexion sowie ihren Willen, die Welt ein wenig besser zu machen, in Frage zu stellen. Ich hatte Sorge, sie zu verletzen, damit unser Verhältnis zu irritieren und möglicherweise auch meine Forschungszugänge und die etablierten Beziehungen im Feld zu gefährden. Mein Zögern interpretiere ich im Rückblick als Scheu, in ihnen eine Erfahrung *Weißer Zerbrechlichkeit*⁶ hervorzurufen. Damit reproduzierte ich jedoch gewissermaßen die Tabuisierung der Benennung von Rassismus in Deutschland. Diese verhindert, Rassismus als allgegenwärtiges Problem zu adressieren, welcher unser aller Fühlen, Denken und Handeln beeinflusst: Menschen – so die dem zugrunde liegende

6 *Weißer Zerbrechlichkeit* lässt sich wie folgt definieren: »White fragility is a state in which even a minimum amount of racial stress becomes intolerable, triggering a range of defensive moves. [...] Racial stress results from an interruption of what is racially familiar. These interruptions can take a variety of forms and come from a range of sources. [One such example] that [can] trigger racial stress for white people [is]: Suggesting that a white person's viewpoint comes from a racialized frame of reference (challenge to objectivity) [...]« (DiAngelo 2016, S. 247)

irrtümliche Annahme – üben Rassismus nur aufgrund ihrer rechten Gesinnung und offenkundigen Menschenfeindlichkeit aus, nicht unbewusst und unreflektiert aufgrund kognitiv tief verankerter Mechanismen, die die Formierung unserer Gesellschaft seit Jahrhunderten geprägt haben:

Die Nicht-Benutzung des Konzeptes des Rassismus abseits vom eliminatorischen Antisemitismus hat aber auch zur Folge, dass es keine breitere öffentliche Rassismus-Diskussion gibt: Die vielen subtilen (und damit umso wirksameren) strukturellen und institutionellen Formen des Rassismus werden damit ausgeblendet. Der Rassismusbegriff betont in Abgrenzung zu anderen Termini wie z.B. »Ausländer*innen«- oder »Fremdenfeindlichkeit« die strukturelle Komponente und zielt nicht etwa auf die Dimension negativer persönlicher Affekte und Absichten. Auch »rechtsextreme Einstellungen« oder »Vorurteile« sind häufig keine adäquaten Begrifflichkeiten, denn es geht nicht um Einstellungen, sondern um den Rückgriff auf sozial geteilte Wissensbestände und nicht um ein richtiges oder falsches Urteil in Bezug auf gegebene Gruppen, sondern mitunter um die Konstruktion der Gruppen(grenzen) selbst. (Wagner 2014, S. 180f.)

Meine Zurückhaltung gegenüber Forschungspartner:innen zu äußern, dass wir bestimmte Einstellungen, Zuschreibungen und Praktiken reflektieren sollten, trug zu diesem ambivalenten und problematischen alltäglichen Rassismus bei. Dabei stellte ich jedoch wiederholt fest, dass mein Zögern unbegründet war: Meine Gesprächspartner:innen zeigten sich – wurde das Thema offen angesprochen – hinsichtlich rassismuskritischer (Selbst-)Reflexion, *white saviourism* und Machtdynamiken meist deutlich offener, als ich erwartete.

Das sukzessive Dokumentieren, Reflektieren und Diskutieren meiner Affekte und Emotionen half mir, mein Unbehagen, heikle Themen im Feld anzusprechen, selbst als eine Facette von *white fragility* einzuordnen. Dies ist entscheidend, um diese schließlich zu überwinden. Ich erkannte zudem in meinem Denken und Handeln viele problematische Muster wieder. Wiederholt beobachtete ich an meinen eigenen Reaktionen Defizitzuschreibungen an meine Patenjugendliche sowie das Bestreben, sie hiervon zu emanzipieren. Seitenweise sinnierte ich in Feldprotokollen zu den Treffen mit meiner Patenjugendlichen darüber, wie ich meine (politische) Meinung äußern und sie auf den Berg- und Talfahrten ihres Erwachsenwerdens begleiten konnte, ohne ihre Ansichten und Maßstäbe abzuwerten, sie zu bevormunden oder meine Position als ältere Patin mit akademischem Hintergrund, die der Mehrheitsgesellschaft angehört, auszunutzen. Verschiedene Ideale und Wertvorstellungen konkurrierten permanent miteinander. Ich versuchte, meine Impulse und Gewohnheiten im Denken, Fühlen und Handeln zu reflektieren und zu regulieren, um einen Umgang mit rassistischen und paternalistischen Tendenzen zu finden. Auch das waren Momente der Affektbewältigung und Emotionsarbeit.

Begegnungsformate wie Patenschaften können durch das Überwinden sozialräumlicher und lebensweltlicher Segregation auf der Ebene einzelner Akteure zum Gelingen sozialer Integration beitragen. Sie machen dabei für die Einzelne unmittelbar erfahrbar, dass Menschen soziokulturell spezifische Verhaltensweisen haben, die dann im Mitein-

ander ausgehalten werden müssen – von beiden Seiten. Häufig verstehen wir unsere eigene Art zu leben, zu denken und zu fühlen als die Norm, selbst dann, wenn wir uns als neugierig und offen beschreiben und mit kulturellrelativistischen und machtkritischen Ansätzen vertraut sind. Schnell wird dann hinterfragt, kritisiert und manchmal versuchen wir auch, das Gegenüber von vermeintlich falschen Ansichten, Werten und Verhaltensweisen zu »befreien«. Die Konzepte und Zielsetzungen von WG ebenso wie einige der Patenschaftsgeschichten, die ich in dieser Arbeit vorgestellt habe, illustrieren spezifische Aspekte dieser Tendenz. Sie betonen jedoch ebenso, wie die Akteure deren Problematik zunehmend reflektieren und einen respektvollen Umgang mit Diversität suchen. Eine der größten Herausforderungen in Patenschaften ist es darum aus meiner Sicht, eine Begegnung zu gestalten, die Unterschiede anerkennt, ohne sie abschaffen zu wollen. Dabei hat meine Arbeit gezeigt, dass Erfahrungen affektiver Dissonanz nicht auf migrantische Akteure beschränkt sind, die soziokulturell divergierende Emotionsrepertoires navigieren müssen. In Patenschaftsbeziehungen, die vielfach zwischen Mitgliedern der Dominanzgesellschaft und Angehörigen von Minderheiten gestiftet werden, können derlei affektive Dissonanzen auf beiden Seiten Schlagkraft entfalten.

In meiner Forschung konnte ich beobachten und erfahren, dass sich die Machtdynamiken in Patenschaften um ein Vielfaches komplexer gestalten, als es ein eindimensionales Verständnis von helfenden und Hilfe-empfangenden Akteuren suggeriert. Strukturelle Zwänge, Kontrollmechanismen sowie finanzielle und personelle Knappheit in den Patenschaftsprogrammen können die Handlungsräume von Koordinatorinnen und Pat:innen maßgeblich einschränken. Weiterhin spielen (zu) hohe Erwartungen an die Tätigkeiten von Freiwilligen und deren Wirkmacht eine bedeutende Rolle, die einerseits ihrer persönlichen Motivlage und politischen Überzeugung entstammen, jedoch auch vor dem Hintergrund einer ausgehöhlten sozialstaatlichen Versorgungslandschaft und damit verknüpfter moralischer Verantwortungsapelle betrachtet werden müssen: In dem Bewusstsein ihrer eigenen Privilegien streben viele Freiwillige danach, sich für eine gesellschaftlich benachteiligte und/oder vulnerable Gruppe einzusetzen, diese zu unterstützen und damit einen Beitrag zu leisten für mehr gesellschaftliche Gerechtigkeit, gegen rassistische Stereotype, strukturelle Ungleichheiten und fehlende Kontakte zwischen der Mehrheitsbevölkerung und Minderheiten. Dies ist ein hoher Anspruch an das eigene Engagement. Hinzu kommen komplexe Prekaritäten und Hilfebedarfe der Patenkinder und ihrer Familien, denen gegenüber Pat:innen Position beziehen müssen. Sich dabei abzugrenzen und die eigenen Kapazitäten im Blick zu behalten, fällt vielen nicht leicht. Zudem haben auch Freiwillige Bedürfnisse, von denen sie sich erhoffen, sie mit ihrem Engagement zu erfüllen. Zu nennen sind hier etwa die Erfahrung von Selbstwirksamkeit sowie der Wunsch nach einer bedeutungsvollen zwischenmenschlichen Nahbeziehung mit dem Patenkind.

Eine einseitige Darstellung des Machtgefälles zwischen Patin und Patenkind wird diesen vielfältigen Herausforderungen, denen sich die Akteure in dem komplexen Beziehungsgefüge stellen müssen, nicht gerecht. Sie birgt die Gefahr, dass problematische Entwicklungen auf singuläre Umstände, individuelle (Un-)Fähigkeiten und Eigenschaften reduziert und externe und strukturelle Faktoren als Ursache für Erschwernisse in den Patenschaften übersehen werden. Irritationen, negative Gefühle und Überforderung werden dann von Pat:innen oftmals als persönliches Scheitern betrachtet und kön-

nen mit Schamgefühlen einhergehen. Infolgedessen werden sie selten reflektiert und kommuniziert. Wird jedoch kein Umgang mit negativen Erfahrungen gefunden, bleiben Irritationen, Konflikte und Überforderungen unausgesprochen und damit vielfach unbearbeitet, so birgt dies die Gefahr eines Backlashs jener Repertoires negativer Stereotype und generalisierender, reduzierender Erklärungsmuster, denen man etwas entgegenzusetzen wollte. Zudem unterschätzt eine unterkomplexe Binarität zwischen ressourcenreichen Gebenden und empfangenden Bedürftigen die Handlungsmacht der Patenkinder und ihrer Familien und fördert eine verkürzte und entmachtende Vorstellung von Handlungsunfähigkeit und Opferrolle auf Seiten Letzterer.

Vor dem Hintergrund dieser multiplen Herausforderungen und Anstrengungen können Patenschaften als eine spezifische *Kultur der Reibung* verstanden werden, in der »kulturelle Differenzen und Pluralität anerkannt, begrüßt und die mit ihnen möglicherweise verbundenen Konflikte ausgetragen werden« (Warstat/Dilger 2021a, S. 12).⁷ »Die Reibungs-Metaphorik weckt – neben dem positiven Beiklang von Bewegung und Bewegtheit – durchaus negative Assoziationen wie das Wundscheuern, Reibungsverluste, Konflikt etc., die auch zu unauflösbaren Blockaden und Stillstand führen können.« (Ebd., S. 28) Gerade mit Blick auf mögliche negative Effekte liegt daher in sensibel moderierten und fachtheoretisch fundierten Austausch- und Reflexionsformaten ein bedeutsames Potenzial, über patenschaftliche Hilfebeziehungen die Annäherung an ein offenes Integrationsverständnis zu ermöglichen, das gleichberechtigte und respektvolle Begegnungen anstrebt. Diese Formate können einen Raum stiften für gemeinschaftliche Prozesse der Affektbewältigung und Emotionsarbeit, wie ich im vorherigen Unterkapitel ausgeführt habe. Zugleich sollten mit ihnen systematisch die zumeist subtileren Zuschreibungen, Erwartungshaltungen und Handlungsimpulse adressiert werden, die paternalistische und abwertende Dynamiken einer Hilfebeziehung mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren hervorrufen und verstärken können. Machtreflexive Auseinandersetzungen von zivilgesellschaftlichen Akteuren nehmen stetig zu. Sie benötigen jedoch die entsprechenden finanziellen und personellen Voraussetzungen, um dauerhaft zielführend angeleitet und umgesetzt werden zu können. Es genügt nicht, ausschließlich jene bereits »erleuchteten und reflektierten« Personen in das Begegnungsformat zu matchen, wie es eine Koordinatorin einmal überspitzt ausdrückte. Ebenso wenig lassen sich komplexe Inhalte in einmaligen Abendveranstaltungen vermitteln. Stattdessen müssen dringend langfristige finanzielle Strukturen geschaffen werden, die den Institutionen, die zivilgesellschaftliche Hilfebeziehungen ermöglichen, die nötigen Kapazitäten bereitstellen, um diese anspruchsvolle konzeptuelle und begleitende Koordinationsarbeit umzusetzen.

Aus meiner Sicht ist die Stiftung von Begegnungen, wie sie Patenschaften ermöglichen, in unserer täglich vielfältiger werdenden Einwanderungsgesellschaft alternativlos – gerade weil sich solche Erfahrungen in den meisten Fällen nicht von selbst ergeben. Ohne diese Begegnungen scheitern wir jedoch im Miteinander, weil wir nebeneinander

7 Dies trifft insbesondere auf jene Projekte zu, die migrantisierte und geflüchtete Akteure als ihre Zielgruppe festgelegt, wobei der Begriff aus meiner Sicht auch auf anderweitige Formate, die etwa Kindern psychisch erkrankter Eltern Pat:innen vermitteln, anwendbar ist.

her leben, übereinander sprechen und nicht miteinander. Das trat in den letzten Monaten der Fertigstellung meiner Dissertationsschrift angesichts des zunehmenden Rechtsrucks, der durch Deutschland und ganz Europa geht, mit aller Deutlichkeit zutage. Im Wahlkampf für die Bundestagswahl im Februar 2025 wurde die Frage nach dem Umgang mit Migration und Integration zum entscheidenden Schlüsselthema. Dabei wurde die Grenzziehung zwischen Dominanzbevölkerung und migrantisierten Akteuren mit größtem Nachdruck unterstrichen und als Unterscheidung zwischen einem Innen und einem Außen stilisiert. Fragen nach einem angemessenen Umgang mit einer zunehmenden Diversität in Deutschland haben also seit Beginn meiner Forschung nichts an Aktualität verloren – im Gegenteil. Gerade jetzt braucht es die Bestrebungen einer offenen Gesellschaft.

Am 22. Februar 2025 veranstaltete das Bündnis »Berlin ist #unkürzbar« in der Hauptstadt eine Großdemonstration gegen die weitreichenden finanziellen Kürzungen des Berliner Senats in Bildung, Kultur und Wissenschaft. WG rief in einer E-Mail an die Pat:innen des Vereins dazu auf, sich an dieser Demonstration zu beteiligen. Von den Kürzungen seien auch Berliner Patenschaftsprojekte betroffen. Einzelne Trägervereine mussten ihre Arbeit bereits vollständig einstellen. Dass an diesem Februarwochenende die Demonstration gegen die folgenreichen Einsparmaßnahmen in den Bereichen Soziales, Kultur und Wissenschaft mit der Bundestagswahl zusammenfiel, verdeutlicht ein zunehmendes Spannungsfeld: Während fortan zivilgesellschaftliche Trägervereine von Patenschaftsprojekten und anderweitigen Begegnungsformaten in Berlin um ihre Existenz bangen müssen, avanciert die Grenze zwischen einem ›Wir‹ und einem migrantisierten ›Sie‹ zum entscheidenden Politikum. Fragen nach sozialer Gerechtigkeit und gesellschaftlichem Zusammenhalt werden politisch indes weitestgehend ausgeblendet. Vor diesem Hintergrund und hinsichtlich den in dieser Arbeit beschriebenen komplexen Beziehungsdynamiken, Herausforderungen und Reflexionsmodi in Patenschaften lassen sich folgende Fragen formulieren: Wie wollen und wie können wir das Miteinander gestalten? Wer entscheidet über die Voraussetzungen der Begegnungen? Welche Vorstellungen haben wir von unserem Gegenüber? Welche Werte sind für wen zentral und wie können diese offen und sensibel adressiert werden? Wer kann und muss wie mit den Herausforderungen und Anstrengungen umgehen, die sich aus einer Pluralität von Werten und Verhaltensnormen ergeben? Wie können Unsicherheiten, Irritationen, Verletzungen und Enttäuschungen adressiert werden, ohne dabei jene stereotypen Zuschreibungen zu reproduzieren, die Resultat und zugleich Grundlage von Ausgrenzung, Benachteiligung und Rassismus sind? Diese Fragen haben nicht nur für Patenschaftsformate mit geflüchteten und migrantisierten Zielgruppen Relevanz. Vielmehr sollten wir uns als sich zunehmend diversifizierende Einwanderungsgesellschaft alle um eine Auseinandersetzung mit diesen Inhalten bemühen und uns dabei nicht von deren Komplexität und den damit einhergehenden unbequemen Herausforderungen und Ambivalenzen abschrecken lassen.